

Zwei Erzählungen

Von Rudi Kremel-Eggerl

I. Erdmann, der Erste.

Die Geschichte eines kleinen Jungen.

Beim Teichweiher in Oberösterreich ist die Stube voller Kinder, daß es nur so wurgelt. Wie die Orgelpfeifen kann der rotgesichtige breitschultrige Teichweiher seine „Schütt“ aufstellen, es gibt keine Lücke, denn es fehlt kein Jahrgang.

Die Mutter ist eine mittelgroße stinkfleischige Frau, die für alle, die sie kennen, immer gleich ausgesehen hat. Was die Frau leistet, könnte kein Pferd, das kann nur eine Mutter, der unser Herrgott die Kraft einer Liebe gibt, die unter vierzehn Kindern im Teich noch immer nur wachsen und wachsen kann.

Ein Glück, daß die große Porzellanfabrik drüben im Städtchen nicht genug haben kann an Menschen, so wachsen die Teichweiherkinder buchstäblich in sie hinein, eines nach dem andern. Es ist gar kein Überlegen nötig, was sie werden sollen, wird gar nicht erst lange gefragt, „schnell verdienen“ heißt die Parole, — also — aus der Schule heraus — in die Fabrik hinein.

Erdmann, rufen die das erste Kind der Familie Teichweiher. Ein schmaler, schlanker Bub mit brauner Haut, dunklen glänzenden Augen, dunklen, zu einem eigensinnigen Wirbel sich zusammendrehenden Haaren und nackten Füßen, an denen die Zehen vom vielen Barfußgehen weit auseinanderstehen.

Der Dorfschmied ist Erdmanns großer Freund, er kennt den Bublen besser als Vater, Mutter und Geschwister. Er wußte, was sich in Erdmanns glänzenden Augen spiegelte, war nicht nur das Schmiedeseuer. Und immer wollte er helfen der Bub, überall packte er mit an. Mit hochgezogenen Beinen hing er oft und oft am blankgeschneierten Kuhhorn, das als Griff ans Ende der Blasbalgstange gesteckt war, aber die Stange bewegte sich nicht, während sie unterm Druck des Schmiedes spielend auf- und niederging. Unbeschreiblich aber war Erdmanns Freude, als eines Tages der Balg zuerst quitschend Antwort gab, und dann langsam, knackend und widerwärtig knarrend seine aufeinanderliegenden Ziehharmonikasalten hochhob, sich mit Lust füllend. Der Erdmann strahlte den Schmied an und der Schmied lachte, packte den Erdmann, stemmte ihn zur Decke, trug ihn zur Türe hinaus und setzte ihn draußen auf den Rücken eines der mächtigen Gänse, die aufs Beschlagen warteten.

Da sah der Erdmann, streckte die für einen solchen Gaul noch viel zu kurzen Beine fast waagrecht in die Luft und guckte herunter auf den Schmied und — o Schreck — auf den Dedhofbauern, der gestrenge Herr und Besitzer der Gänse. Er war gefaßt darauf, sofort von ihm mit einem Wischer heruntergesetzt zu werden, aber wer kann es wissen weshalb — er hob nicht die Hände um den Jungen herunterzutreiben, sondern eher sah es aus als wolle er ihn herunterheben — zu sich —: Dann wars als befänne er sich, ließ die Arme sinken und lachte verlegen: „Wächst wohl mei' Knechtla

wer'n — Du?" Und wie der Erdmann unerwartet heftig nickt, lacht der Bauer noch mehr und schreit: Was? Und die Fabrik? Hee?" „Soll mich net betwisch'n" sagt der Bub schnell und tropf und seine Augen funkeln.

„Da guck her" schreit der Dedhofbauer und schlägt sich auf den Schenkel, „Du weist wohl gar scho' was Du wer'n willst?"

„A Bauer!" Frisch und froh hängt das Wort in der Luft und der Morgenwind, der led und jung über den Hof streicht, nimmt es auf und trägt es fort über Wiesen und Felder bis hinüber zum blaugrünen, eben blühenden Tannenwald „A Bauer! A Bauer!" Froh trug der Wind das erdnahe Wort über die sommerfelige Flur. Das verstand nun der Dedhofbauer freilich nicht, aber es riß ihn jäh herum und staunend, zweifelnd, ungläubig fragt er's nochmal: „Du willst richtig a Bauer wer'n?" Und wie der Bub von seinem Gaul herunter ernsthaft nickt, fragt der Alte: „Wie willst denn das anfangen?"

„Ich mach' halt an Knecht" sagt der Junge schnell, als beantworte er eine oft umstrittene Frage. Langsam — als lausche er weit zurück, fragt der Bauer: „Du bist vom Leichweiber einer —?" „Der Elste — Erdmann heiß' ich."

„Erdmann, der Elste" sagt der Schmied pompös und lacht und nun lachen sie alle drei und das war so schön, daß sie später noch oft daran denken mußten, obwohl sich eine Stunde später noch etwas viel Größeres ereignete. Wie nämlich der Bauer mit seinen neubeschlagenen Säulen aus dem Schmiedhof und dann aus dem Dorf fuhr, ging der Erdmann plaudernd neben ihm her, denn der Bauer fragte ihn immer wieder etwas, so daß der Bub nicht, wie es schließlich war, zurückbleiben konnte und plötzlich legt er dem Erdmann die Zügel in die Hände und sagt: „Da — zeig ob's was kannst, ob's stimmt was Du mir da erzählst." Da glühten die schwarzen Augen des Bubens auf in heißer Freude und er zeigte, daß er es kann wie nochmal einer, obwohl er es alle Tage nur gesehen und nie getan. Breitbeinig ging der Bauer nebenher, kein Wort sagte er, aber über sein lederbraunes faltiges Gesicht zuckte es wie Wetterleuchten und endlich sagte er: „Alle Wetter, Du scheinst ja zu taugen — wollen wir Ernst machen wir zwei?" Stumm hat der Bub genickt und ist gegangen und am andern Früh, kaum daß es Tag war, stand er mit einem kleinen Bündel im Hof, sah sich ringsum und strahlte lachend: „So — da bin ich!" und das klang zugleich auch wie — „und da bleib ich." Die Leute im Dorfe lachten über den neuen Knecht und die Buben riefen bald hinter ihm her: Einer der gern möcht!

„Is noch lang sa Knecht!"

Der Erdmann pfiß meist gerade vor sich hin, drum sagte er nichts darauf und zu was auch, lagen ja die Zügel zweier Säule in seinen Händen, während der Bauer nebenher ging, das war Antwort genug. Was machte es, daß er vom Bauer eine alte Joppe anhatte, der die Ärmel abgeschnitten waren? Sie schützte vor Regen und schien die Sonne, brauchte er nichts als Hose und Hemd.

Wie aber der Herbst kam und das Wetter kalt aus den alten Stoppeln sprühte, standen eines Nachts vor des Knechtleins Bett ein Paar derbe, funkelnagelneue Stiefel, deren Sohlen dicht mit glänzenden Nägeln gepflastert waren. Der Erdmann nahm die Stiegen in ein paar Sprüngen,

rannte in die Stube, wo der Bauer das Amtsblatt las und fragte atemlos, was mit den Stiefeln sei, sie seien vor seinem Bett gestanden.

Langsam guckt der Bauer über den Rand seiner Zeitung hinweg und sagt ruhig: „Kocher wer'n sie scho Dir ghörn.“

„Bauer!!“ Das Wort steht steil und feierlich in der Stube, „tid tad“, „tid tad“ mach's die Schwarzwälderuhr. Mit seinen Stiefeln im Arm schlief er wie keiner unterm Sternengelt.

Es war an einem warmen Märztag des darauffolgenden Jahres, daß der Bauer zum erstenmal den Pflug in die Erde stieß. Die Luft roch säuerlich nach jungem Gras und aus den Haselstäuben staubte es gelb. Stampfend gingen die Säule, die Erdmann leitete, durch den Acker. Nichts wurde gesprochen, Schweiß perlte von allen Stirnen und die Säule dampften. Endlich warf der Bauer den Pflug herum und sah zufrieden über die braune frische gebrochene Breite, ehe er heimging mit dem Jungen. Morgen früh gehen wir zum Talgrund, sagte er beim „Gutenacht“ und der Bub nickte, wie er aber an andern Früh nicht zur gewohnten Stunde da war, runzelte der Bauer die Stirn — endlich ging er selbst hinauf in die kleine Kammer und — fand ihn wie in Flammen. Ein Zittern lief über des Bauern Gesicht — er sah sich in der Kammer um, als suche er ein Grausames, Tüdtisches, Unsichtbares, das er kannte, das selbe, das ihm Weib und Kind genommen in einer Nacht. Aber diesmal sollte nicht wieder einer dastehn und fragen: „Warum habt ihr mich nicht früher geholt?“ Selbst spannte er an und befahl dem Knecht, die Säule nicht zu schonen.

Es war Lungenentzündung. Seine Mutter kam gehezt — aber der Bauer selber hatte ihn schon in die kühlenden Tücher gewickelt. Es waren bange Tage und dennoch — es waren herrliche Tage, trotz aller Schmerzen. Der Herr selber beugte sich über sein Bett und der Bub sah es zittern in seinem Bild.

Am Hochaltar der Dorfkirche aber brannte in der Zeit eine bide neue Wachskerze, die spielte Tag und Nacht ihren fladernden Glanz ums Antlitz der großen Barmherzigkeit.

Und gegen Ende des neunten Tages endlich schlief das Knechtlein ein und atmete ruhig wie in Gottes Hut.

„Gewonnen!“ Das Wort flog von des Bauern Lippen und plötzlich rannen ihm die Tränen in die grauen Stoppeln, immer eine der andern nach — immer eine der andern.

Grell und hell erkennt der Einsame in dieser Stunde den Weg, den er gehen soll. Sein Bub könnte es ja sein — leicht sein Bub, denn so gern, wie die Wismannsmargret, die des Buben Mutter ist, hat seinerzeit der Oedhofstrenz keiner nachgesehen. An Ernstmachen war nicht zu denken, denn sie war wohl hübsch und schlief und tüchtig, aber bitterarm. Wäre er mit ihr gekommen, hätte ihn sein Vater von Haus und Hof gejagt. So heiratete er nach seinem Stand — im dritten Jahre aber starb ihm mit dem Erstgeborenen das Weib. Im Sommer vorher aber hatte die Margret mit dem Leichweiher Hochzeit gehabt. So blieb der Oedhofbauer allein, trotz der vielen neuen Anträge, die man ihm stellte.

All das hatte die Zeit zugeschüttet, die Tage liefen ab wie die Uhr — gleichmäßig, es gab keine Erschütterungen mehr — bis — bis ein braungebrannter halbnackter Bub ihn von seinem Gaul herunter mit — ihren Augen anbligte. Lange wehrte er sich dagegen und gegen den Jungen,

in diesen Tagen aber erkannte er, daß man Liebe nicht rufen, aber auch nicht bannen kann. Er, der Dedhofsbauer, hatte um sein Knechtlein gezittert wie um sein eigen Fleisch und Blut. Und nun — wo war das leere Leben der letzten Jahre? Er trat ans kleine Kammerfenster — draußen prangte der Sommer und hier herein schloß der zukünftige Dedhofsbauer, Erdmann, der Elste, einem löstlichen Leben entgegen.

II. Die Greinera.

Eine oberfränkische Geschichte.

Sie war aus der Marienweiher (Wallfahrtsort im Fichtelgebirge) Gegend und haufierte Gerstenkornhandtücher.

Ihr viereckiger Hudekorb mit einem schwarzen Wachsstück und einem Lederriemen oben auf war immer hochbeпадt. Das Metermaß trug sie wie einen Spazierstock in der Hand.

Sie kam im Jahr zwei- bis dreimal; aber man merkte sie durch ihre Taktik so gut unter den vielen Hausierern, die einem jahraus jahrein die Haustüre einliesen, heraus, daß wir, wenn so an den glichkalten Wintertagen draußen im Hausplatz recht tief und kläglich seufzte, sofort sagten: „Jetzt kommt die Greinera.“ Und richtig klopfte es zack und sehr schüchtern an die Stubentür. Auf „Herein“ ging sie langsam, langsam auf, nicht weiter als nötig war, um sich mit einem Fichtelgebirger Hudekorb herein-schieben zu können und da stand sie.

„Gott zen Gruf ihr lieben Leutla, seid Ihr denn alla auch beinanner?“ Ihr Mund zuckte wie von verhaltenem Schmerz, ihre pechschwarzen Augen gliherten feucht und plötzlich kam ihr die Unterlippe so ins „Päppern“, daß man in heißer Angst spürte, jetzt bricht der Schmerz, ein furchtbarer Schmerz über Mauern und Dämme. Man hob unwillkürlich abwehrend die Hände und fragte verstört: „Was ist Ihnen denn schon wieder passiert?“ „Och Gott, och Gott“ acherte sie, „Ihr lieben guten guten barmherzigen Leutla, loßt mir ner dröcht mei Last abstell, loßt mir dröcht mei Last abstell.“ Schon hoben ihr hilfreiche Hände die Last vom Rücken und schon hatte sie den Riemen offen und faltete das Wachsstück auseinander, während sie still in sich hineinweinte. „Mir brauchn sei heit niz, hom alles dröcht last“ wehrte ich.

„Net oseh, guts Fräulein, net oseh, ihr gutn Leutla,“ greinte sie.

„Ich will ja gor ner verlas, wu ihr su su gut zu mir seit und mit alleweil a Schälla Kaffee gebt, ober —“ (ich schenkte ihr ihren Kaffee ein) „a mancher Mensch, loßt Euch sog“ (dann mit erhobener Stimme) „a mancher Mensch ihr barmherzigen Leutla („der Herrgott sengs Euch“ sagt sie dazwischen, kuckt die Semmel, die ich ihr hinlegte, in den Kaffee) „den schlägt uner Herrgott auf d e r e r Welt.“ Sie beißt in die Semmel, die so zerweicht ist, daß sie ihr in den Kaffee zu platschen droht und greint während sie laut: „Auf d e r e r Welt, auf d e r e r Welt. Is mir dröcht vor zwa Jahr mei guter Wo gstorm, ocht Jahr is er geleng, sterbt mir den Herbst mei' Murte, sähn (voriges Jahr) mei Borte, sih ch do mit mein Häusla Kinner, zan verzweiffn.“

„Wieviel Kinder ham Sie denn“ fragte ich erbarmend und schenkte ihr nochmal Kaffee ein.